

„ANDERS ALS DIE ANDERN“

Ein Nachtrag zu Emil Merkers hundertstem Geburtstag

Von Georg R. Schroubek

In der fruchtbaren Saazer Hopfengegend lebten viele wohlhabende Bauern, anders als in den kargen Randgebirgen, aus denen so viele der deutschschreibenden Schriftsteller der böhmischen Länder stammten. Emil Merkers Eltern freilich gehörten nicht zu diesen *beati possidentes*. Mehr dem Lesen und Erzählen zugeneigt als dem eintönigen Alltagswerkeln, konnte der Vater mit seiner Schneiderei die Familie kaum ernähren. Zum Hunger kam auch noch ständiger ungueter Zwist zwischen den Eltern – es war keine Jugendzeit, die zu nachträglicher Poetisierung Anlaß geboten hätte. So zog der grüblerische Bub sich frühzeitig noch tiefer in sich selbst zurück, als es seinem Naturell ohnedies schon entsprach. Vollends heillos wurde seine Isolation, als die Familie das heimatliche Mohr (Bezirk Podersam) verließ, in dem Emil Merker am 7. April 1887 zur Welt gekommen war. Die bescheidene Schülerpension, die man nun in Komotau betrieb, ermöglichte ihm zwar den Besuch des Gymnasiums, die familiären Verhältnisse aber gestalteten sich nur noch mißlicher.

Damals schon entdeckte Merker den Wald, aber seine stundenlangen einsamen Wanderungen waren zuallererst Flucht vor den Menschen; zur Naturliebe sublimierte er dieses Motiv erst später. Die „dicken Mauern aus Einsamkeit“ kann er auch in der freien Landschaft nicht durchbrechen, aber sie engen dort nicht so ein wie überall da, wo er sich unter Menschen bewegen muß. Im Elternhaus, in der Schule, während des Studiums und im Berufsleben wollen ihm die Beziehungen zu den anderen stets nur schwer glücken; zu sehr ist er „anders als die andern“, wie dies schon dem Fünfzehnjährigen blitzartig und schrecklich klargeworden ist. Zeitlebens hat er die Einsamkeit gesucht und zugleich erlitten. Die Kontaktscheu wurde zum schmerzhaft scheuernden Sandkorn, das er mit dem Perlmutter der Poesie zu überziehen suchte.

Vielleicht liegt es mit daran, daß der Dichter Merker die meisten seiner schreibenden Landsleute weit hinter sich gelassen hat, wiewohl er seltener gerühmt und weniger gelesen wurde als die meisten von ihnen. Ihm, dem gelernten Naturwissenschaftler, erschließt sich das Wesen der Form, der dichterischen Gestalt, im naturgewachsenen Kristall, das er über jeden kunstvoll geschliffenen Glaswürfel stellt, so wie er das „strenge alte Volkslied“ höher bewertet als jede noch so wirkungsvoll komponierte Individualdichtung (zu der er die Volkspoese irrtümlicherweise nicht rechnet). Nicht nur Merkers Ästhetik hat biologistische Züge, auch in seinem Gesamtwerk klingt das Mißtrauen gegenüber dem Geist als dem „Widersacher der Seele“ in zeittypischer Manier unüberhörbar an. Eigener Bekundung nach dem Historischen abgeneigt, sucht er Erkenntnis der Natur abzugewinnen, auch wenn der Biologiestudent und junge

Assistent an der Prager Hohen Schule anderserseits die Natur „so nackt in ihrer Not“ zergliedernd zu betrachten sich scheut und deshalb ganz folgerichtig als Wissenschaftler scheitert; das nüchtern-kühle Experimentieren liegt ihm gar nicht. Ebenso ist der Wald der Forstleute, deren nachwachsende Adepten er an der Höheren Lehranstalt des Forstschulwesens in Böhmen bis zu seiner durch ein unheilbares Augenleiden erzwungenen vorzeitigen Pensionierung in einem „zwanzigjährigen Martyrium“ unterrichten mußte, nicht *sein* Wald, kein bloßes Nutzobjekt und nicht einmal – modern geredet – das komplexe, gerade dem Naturwissenschaftler interessante Ökosystem von Mineralien, Pflanzen und Tieren, sondern wiederum: ein geheimnisvoller Organismus, eine Asylstätte für den Menschenflüchtigen zwar, aber nicht ohne bedrohliche Aspekte. Gerade der Wald offenbarte sich Merker zuzeiten als eine „wie in Wahnsinn lodernde Landschaft“, die erschreckte und überwältigte, ein mystisches Faszinosum, das vor allem der Lyriker stets von neuem im Wort zu fassen suchte. „Verzückte Erde“ (1930) nennt er einen seiner Gedichtbände, „Das brennende Stauen“ (1958) einen anderen. Aber trotz gelegentlich geäußerter Sympathien für den Expressionismus – wie sie auch solche Titel belegen – möchte Merker doch ausdrücklich eher konkret-realistisch, mindestens nicht romantisierend schreiben. Der Mensch in seiner Gegensätzlichkeit ist *sein* Thema, der als Reflektierender der Natur gegenübersteht und dabei doch ein Teil von ihr ist. Spiegel und Objekt zugleich sei der Mensch, in ihm „sah sich die Natur im Spiegel“. Angesichts dieses Widerspruchs, so fährt der Dichter fort, sei ihm aufgegangen, „was Lyrik war. Sie war der Entsetzensschrei beim Anblick dieses Spiegelbildes“.

Wahrlich kein Idylliker also, kein – in welchem Sinne immer – Heimatdichter. Denn auch der Erzähler Merker bevorzugt die dunkeln, düsteren Farben, die schwermütigen, gedrückten Stimmungen und die resignativen Töne. Nicht zufällig ist es Adalbert Stifter, dem Merker sich nahe fühlt. Er hat dem großen Landsmann zwei Bücher gewidmet (1939, 1958), ihm, der sein „Sanftes Gesetz“ formuliert und der doch so gut um die tigerartige Anlage in uns gewußt hat, die reißen will und wir nur mit Mühe bändigen können. Anders aber als Stifter steht Merker unter einem Widerspruch, der ihm selber nur unvollkommen bewußt war. Durchaus humanistischen Idealen verpflichtet, vermochte er sich höchste Menschlichkeit nicht anders verwirklicht zu denken als im Blutmäßigen, im Nationalen, im Deutschen. Anderen Ethnien gegenüber fehlte es ihm wenn nicht an Toleranz, so doch an Verständnis, und zwar gerade jenen gegenüber, mit denen er hätte Umgang haben können, den nachbarlichen Tschechen und den Juden. Entfernteren Völkern konnte er sich vorurteilsfreier annähern; dem Franzosen Flaubert hat er einen verständnisvollen Essay gewidmet (1948), von dem Russen Gorkij hat er lesend gelernt. Aber noch nach dem Krieg schreibt er, ohne ideologisch ein Antisemit zu sein, ganz unbefangen von einer Jüdin, die zwar exakt, aber nur verstandbestimmt zu musizieren vermochte, im Gegensatz zu ihrem gemütbestimmten deutschen Partner, und er folgert daraus, „wie Rasse trennen“ könne. Ein andermal erzählt er eindrucksvoll von seinem Erlebnis mit einem Rudel mißfarbener Doggen, die einen einsam gelegenen Gutshof zu bewachen hatten und mit wütendem Geheul gegen die Stäbe ihres Zwingers anstürmten: „Ohne das schützende Gitter zwischen uns hätten sie mich wohl zerfleischt. Ich sah in die aufgerissenen Rachen, verwundert über die grundlose Feindseligkeit der Kreatur. Sie galt

als Tugend. Liebe, Treue zum Herrn, Gefolgschaftstreue, soldatische Begeisterung, gehörten sie nicht in die gleiche Rubrik? Alles jenseits des Gitters war der Feind ...“ Aber derselbe Dichter kann undistanziert von den Tschechen als „blutmäßigen Feinden“ der „reinrassigen Deutschen“ sprechen: Da ist sie wieder, die zeitcharakteristische Hochschätzung des Blutes und der Rasse, des Biologischen, mit all den vielfältigen Präjudizen und Stereotypen, wie auch Merker sie nicht vermieden hat – am wenigsten bei der Schilderung seiner Begegnung mit dem ihm verhaßten Sozialgebilde ‚Stadt‘ im allgemeinen und mit Prag im besonderen. Diese seine Studienstadt ist für ihn die Verdichtung des Fremdartigen und Feindseligen schlechthin. Nicht unverständlich, daß diesem Menschenscheuen eine solche Anhäufung von Menschen Angst machte, und daß einer, der ungern in dem Buche der Geschichte blätterte, sich in der Überfülle von Palästen und Kirchen nicht zurechtfinden konnte, die laut von Vergangenheit und Historie redeten.

Der „innere Fluch des Grenzlandschicksals“ sei das Nicht-eindeutig-Sein der Deutschen des böhmischen Raumes, deren viele tschechische Namen tragen, „Gegenstand lebenslanger Scham, denn sie zeugen gegen das nationale Gefühl in ihrer Brust“. Gewiß gebe es viele Spuren der Gemeinsamkeiten im täglichen Leben beider Völker, in ihren Sitten und Bräuchen, sogar in den Mundarten – aber auf die selbstgestellte Frage, warum es nicht gelungen sei, diesen Fluch in Segen zu wandeln, wieso ein Trennendes sei, was ein Verbindendes sein müßte, und wieso aus solchen gemeinsamen Wurzeln nicht Verstehen wachse, vermag Merker nur achselzuckend die Antwort zu geben: „Warum es so ist, weiß ich auch nicht; nur, daß es so ist.“ Der Völkerzwist erscheint so als ein rational nicht zu bewältigendes Verhängnis, naturgegeben und unabwehrbar wie der Krieg, den Merker die Heldin seines autobiographische Züge tragenden, wohl bedeutendsten Romans „Der Weg der Anna Illing“ (1938, ²1949) zwar einen „Weltenwahnsinn“ nennen läßt, den er selber aber als ein „Lebensgesetz“ zu akzeptieren bereit ist. Hier hat er die Schranken seiner Zeit, seiner Umwelt nicht übersteigen können.

So scheint uns heute des Dichters Blick auf die Ereignisse seiner Zeit in mancher Hinsicht gehalten, etwa dann, wenn er Satan erst 1945 grinsen sieht und damit alles, was in den Jahren davor geschah, unausgesprochen verharmlost. Dabei dürfen wir durchaus glauben, daß er subjektiv wahr spricht, wenn er beteuert, er „habe mit Wissen und Willen keinem Menschen je etwas Übles getan“. Daß dennoch Fragen offen bleiben, hat Merker wohl auch selber empfunden, wie er sich auch über manche Widersprüche in seiner Weltsicht im klaren war und darüber, daß es ihm nicht gegeben sei, sie aufzulösen. Nichts sei dem Gesagten und Getanen hinzuzufügen, nichts daran zu beschönigen: „Das Leben möge, wenn es kann, seine Wirrsale selber verantworten.“

Dieser trübe Satz findet sich, so wie auch alle übrigen vorstehenden Zitate, in Emil Merkers Lebensbericht von 1951, den er „Unterwegs“ überschrieben hat. Damals war er freilich fast schon am Ziel, obwohl er noch über zwanzig Jahre zu leben hatte, so gut wie blind, ohne Illusionen, zunehmend vereinsamend und tapfer. Am 23. Juli 1972 ist er in dem Allgäuer Dorf Ebratshofen bei Moosbach gestorben.